

Louise Derman-Sparks (2001)

Anti-Bias-Arbeit¹ mit jungen Kindern in den USA²

Es ist mir eine große Freude, heute hier zu sein und zu Ihnen über vorurteilsbewusste Arbeit mit jungen Kindern in den USA zu sprechen. Ich werde auf drei Themen eingehen: (a) auf den gesellschafts-politischen und geschichtlichen Kontext, (b) auf Forschungsergebnisse und (c) auf die Ziele und Prin-zipien vorurteilsbewusster Arbeit. Ich möchte an den Anfang das Zitat einer Afroamerikanerin na-mens Alice Walker stellen, denn ich glaube, es enthält den Kerngedanken der Anti-Bias-Arbeit:

***„Sei dir der Gegenwart bewusst, die du schaffst,
es sollte die Zukunft sein, die du willst.“³***

Mit unserer Anti-Bias-Arbeit in den USA versuchen wir, Erwachsene und Kinder in ihrem Wissen, ihren Fähigkeiten und ihren Gefühlen zu bestärken, die notwendig sind, damit wir gemeinsam Schu-len und Nachbarschaften aufbauen, in denen jeder und jede

- sich zugehörig fühlt,
- in allen Aspekten seiner/ ihrer Identität angenommen wird,
- über kulturelle Grenzen hinweg gerne von anderen lernt und
- vorurteilhaftes Verhalten aktiv angeht, durch eine offene Kommunikation und die Bereitschaft, zu wachsen.

Das ist die Zukunft, die wir wollen. Den Anti-Bias-Approach (im Folgenden: ABA) sehen wir dabei als ein Hilfsmittel. Er verlangt von uns, dass wir uns auf eine lange Reise begeben. Es ist eine Reise, die Veränderungen mit sich bringt, in uns selbst, in unserer Arbeit und in der Gesellschaft, in der wir leben.

1. Der ABA im Kontext der USA

Zuerst möchte ich Ihnen ein wenig über die Geschichte der USA erzählen, denn der ABA hat sich aus diesem besonderen geschichtlichen Kontext entwickelt. Obwohl wir meinen, dass die Ziele und Prin-zipien der Anti-Bias-Arbeit länderübergreifend anwendbar sind, ist es dennoch sehr wichtig zu ver- stehen, wo und wie der ABA entstanden ist, denn unsere jeweilige Geschichte hat einen Einfluss auf die spezifischen Themen und Inhalte, an denen wir arbeiten müssen. Hier nun eine sehr grobe Skizze des US-amerikanischen Kontexts:

Die USA sind nicht wirklich ein Schmelztiegel. Es ist ein Mythos, wonach Menschen aus aller Welt in unser Land gekommen und miteinander verschmolzen seien, zu Amerikanern oder zu einer großen glücklichen Familie. Die Wirklichkeit ist viel komplexer: Wir sind eine Nation von vielen ethnischen und kulturellen Gruppen. Manche der Gruppen waren zuerst da: Die indigenen Ureinwohner und Mexikaner lebten in dem Land, das wir heute USA nennen, bevor Europäer in die USA einwanderten.

¹ „Anti-Bias Work“ wird als „vorurteilsbewusste Arbeit“ übersetzt. Hier im Text verwenden wir das amerikani-sche Original. (Anm. der Übers.)

² Der Text ist die Übersetzung eines Vortrags bei der Fachtagung von KINDERWELTEN „Kleine Kinder – keine Vorurteile?“ am 15.3.2001 in Berlin. (Übersetzung aus dem Englischen: Petra Wagner). Die Übersetzung wurde im Nov. 2013 zum Teil auf eine gendersensible Sprache überarbeitet.

³ Alice Walker: Temple of My Familiar

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

Genau betrachtet sind alle Weißen in den USA Einwanderer. Manche Gruppen kamen freiwillig in die USA, Gruppen aus Afrika wurden von Sklavenhändlern dazu gezwungen. Manche Einwanderer waren willkommen, andere wurden erheblich diskriminiert, zum Beispiel durch Gesetze, die es den Menschen nicht erlaubten, ihre Familien mitzubringen. Die Einwanderung hat seit ihren Anfängen nie aufgehört: Sie begann 1492 und insbesondere ab dem 17. Jahrhundert gab es Wellen von Einwanderern aus Europa, aus Asien, aus Mittelamerika, aus Afrika, so dass es heute sehr viele unterschiedliche Menschen gibt, die zu unterschiedlichen Zeiten in die USA gekommen sind.

Die USA sind eine Nation, die auf Kolonialismus gründet. Unsere Geschichtsbücher sagen uns, Christopher Columbus habe Amerika „entdeckt“, in Wirklichkeit aber „entdeckte“ er Land, das bereits von Menschen bewohnt war. Die ersten Europäer, die in die „Neue Welt“ einwanderten, nahmen den Bewohnern das Land weg, das diese seit Tausenden von Jahren bewohnt hatten. Weiße erzwangen deren Umsiedlungen in weit entfernte Randgebiete, wo das Land oftmals die Menschen nicht ernährte. Weiße Amerikaner kauften versklavte Afrikaner und zwangen sie, auf den Plantagen im Süden der USA zu arbeiten, aber auch in Haushalten und Geschäften in anderen Regionen des Landes. Und als die weißen Amerikaner quer durch das Land gen Westen zogen (wovon Cowboy-Filme handeln!), trafen sie nicht nur auf die indigenen Amerikaner, sondern auch auf Mexikaner, denn der gesamte Südwesten der USA gehörte einst zu Mexiko.

Ein grundlegender Widerspruch ist wesentlich für die USA: Einerseits kamen Menschen aus Europa in die USA der Freiheit wegen. Sie wollten politische, ökonomische und religiöse Freiheit, kämpften in einem Unabhängigkeitskrieg und bauten eine demokratische Republik auf. Andererseits gab es gleichzeitig kolonialistische und rassistische Praktiken, die von Anfang an in die Strukturen des Landes eingebaut wurden. In der ursprünglichen US-Verfassung wurden zum Beispiel Afrikaner und „Indianer“ nur als Drei-Fünftel einer Person gerechnet. Damit wollte man den Bevölkerungsanteil im Süden erhöhen, so dass die Südstaatler mehr Gewählte in den neu eingerichteten Bundeskongress schicken konnten. Sonst konnten nur weiße, wohlhabende christliche Männer in der neu etablierten demokratischen Republik wählen gehen. In einem Dokument also, das als Herzstück der US-Demokratie gilt, erkennt man die Widersprüche um Rassismus, Klasse und Sexismus, die bis heute eine wichtige Rolle in der Gesellschaft spielen.

Diese Widersprüche erforderten eine politische und soziale Ideologie, mit der man erklären oder rechtfertigen konnte, warum wir beim Aufbau einer Demokratie Menschen versklaven und unterdrücken. Diese Funktion erfüllt die Ideologie des Rassismus, die seit dem 17. Jahrhundert von Akademikern, religiösen Führern und Politikern entwickelt wurde. Gleichzeitig gab es Bewegungen gegen Ungerechtigkeit auf Grund von Rasse, Klasse und Geschlecht.

Diese beiden gegensätzlichen Richtungen gibt es nach wie vor, denn es gibt nach wie vor Rassismus, Sexismus und Diskriminierung auf Grund von Klassenzugehörigkeit. Die Erscheinungsformen sind andere und wir müssen sie auffinden und analysieren. So erkämpfte z.B. die Bürgerrechtsbewegung in den 60er Jahren in den USA (angeführt von Menschen wie Dr. Martin Luther King jr., Rosa Parks, Malcolm X) das Ende der Gesetze, die Rassentrennung legalisiert hatten. Manche Menschen in den USA meinten, damit sei der Rassismus abgeschafft und wir seien jetzt endlich eine große glückliche Familie. Aber der Rassismus ist längst nicht zu Ende, er nimmt lediglich subtilere und verdeckte Formen an. Im Augenblick nehmen offen geäußerte rassistische Borniertheit und rassistischer Hass sogar zu.

Ich möchte noch etwas über die Bezeichnungen von Gruppen in den USA sagen, denn auch diese haben mit dem Kontext zu tun: Ich verwende den Begriff „racial groups“, obwohl „Rasse“ ein falscher, pseudowissenschaftlicher biologistischer Begriff ist. „Rasse“ ist ein gesellschaftspolitisches Konstrukt, das in den USA nach Hautfarben unterscheidet und festlegt, wer Privilegien und Macht hat

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

und wer nicht. In den USA ist die Hautfarbe ein entscheidendes Kriterium. (Mir scheint, dass Hautfarbe in einigen europäischen Ländern nicht in gleicher Weise entscheidend ist.) Gesetzliche Definitionen basierten darauf, welchen Prozentsatz welchen „Blutes“ man hatte. So war man beispielsweise ab 1/32 entsprechenden „Blutes“ als Afroamerikaner_in definiert. Eheschließungen zwischen Weißen und Schwarzen waren in den meisten der ursprünglich 48 Staaten verboten und man berief sich dabei auf diese Prozentsatz-Festlegung. (Das letzte Gesetz eines Bundesstaats, das Eheschließungen zwischen Schwarzen und Weißen verbot, wurde 1956 abgeschafft.)

Bei der Volkszählung im vorigen Jahr konnte man mehr als eine „Rasse“-Kategorie ankreuzen, um sich selbst zu beschreiben. Interessanterweise hat eine große Anzahl von Afroamerikaner_innen mehr als eine „Rasse“ angekreuzt. Die Zunahme von Eheschließungen zwischen Schwarzen und Weißen und zwischen Ethnien führen zu einem wachsenden Bevölkerungsanteil von Kindern, die mehr als einen kulturellen oder „racial“ Hintergrund haben. Es gibt also auch um „Rasse“ eine komplexe Realität, die sich fortlaufend weiter verändert. Die sich verändernde Demographie in den USA führt außerdem dazu, dass die frühere Unterscheidung in „Schwarz“ und „Weiß“ fragwürdig wird. Mit zunehmender Vielfalt innerhalb der Bevölkerung verändern sich auch Bevölkerungsanteile: So gibt es Voraussagen, wonach im Jahre 2020 weiße Kinder in der Minderheit und im Jahre 2050 nur noch 50% der Gesamtbevölkerung „Weiße“ sein werden.

Kurz zusammengefasst kann man sagen, es ist dieser Hintergrund sich verändernder demographischer Komplexität, zunehmender Vielfalt und anhaltender Beschädigungen durch Rassismus und Diskriminierung auf Grund von Klassenzugehörigkeit, vor dem die Anti-Bias-Arbeit entstanden ist und sich weiter entwickelt.

Ich möchte nun kurz darauf eingehen, wie man in der Erziehung mit Vielfalt umgegangen ist. In unserer Geschichte war es üblich, nach einem **dominanzkulturellen oder mehrheitskulturellen Ansatz** vorzugehen: Man ging davon aus, dass es eine „richtige“ Kultur und Sprache gab und dass jeder, der in die USA kam, diese erlernen und annehmen musste. Diese Kultur basierte im Wesentlichen auf der anglo-britischen Weltanschauung und Sprache, mit Beimengungen von deutscher und französischer Kultur und der anderer westeuropäischer Länder. Wenn jemand in die USA einwandern wollte und die Privilegien eines Amerikaners haben wollte, so musste er/sie in diese Kultur eintauchen. Allerdings war auch das ausschließlich weißen Einwanderern vorbehalten. So kam es, dass Menschen aus Europa ihre sehr unterschiedlichen Sprachen, Nationalitäten und kulturellen Bezüge aufgeben mussten, um von den Vorrechten „weißer Amerikaner“ zu profitieren. Diese Dynamik hat bis heute Auswirkungen darauf, wie Euro-Amerikaner_innen sich selbst sehen. Diejenigen, die nicht „weiß“ waren, konnten jedoch nicht in den legendären „Schmelztiegel“ der USA eintauchen. Auch wenn sie ihre Sprachen und Kulturen aufgaben, wurde ihnen nicht ermöglicht, es in der Gesellschaft zu etwas zu bringen. Darüber hinaus bedeutete der „dominanzkulturelle Ansatz“ im Erziehungswesen eine besondere Härte für die Kinder nicht-europäischer Gruppen. In den Schulen wurden die Kinder gezwungen, ihre Sprache und Kultur aufzugeben. So geschah es beispielsweise, dass Kinder spanischsprachiger Familien im Südwesten der USA – Menschen also, die dort gelebt hatten, lange bevor Europäer in die „Neue Welt“ gekommen waren! – von Lehrern dafür bestraft wurden, wenn sie Spanisch in der Schule sprachen, indem ihnen der Mund mit Seife ausgewaschen wurde. Kinder der amerikanischen „Indianer“ wurden zum Besuch staatlicher Internate gezwungen. Ihnen wurde verboten, sich in ihren Herkunftssprachen zu unterhalten, auch außerhalb der Unterrichtszeiten, und sie wurden geschlagen, wenn sie es dennoch taten.

Beeinflusst von der Bürgerrechtsbewegung in den 60er Jahren gab es eine Bewegung, die für „**multikulturelle Erziehung**“ eintrat und für eine Abkehr vom „dominanzkulturellen Ansatz“. Multikulturelle Erziehung meint, dass wir die Kulturen aller Kinder in unseren Lehrplänen und Lehrmethoden respek-

tieren und berücksichtigen müssen. Und dass wir den Kindern beibringen müssen, sich zu verständigen und miteinander auszukommen. Multikulturelle Erziehung ist ein positiver Ansatz und der Anti-Bias-Ansatz baut darauf auf. In der Praxis jedoch wird multikulturelle Erziehung weitgehend als „**touristischer Ansatz**“ missverstanden: In den Konzepten der frühkindlichen Erziehung sieht man vor, anderen Kulturen hin und wieder einen „Besuch“ abzustatten, während ansonsten die Werte und Verhaltensnormen der Dominanzkultur maßgebend sind und bleiben. Typisch für einen „touristischen multikulturellen Ansatz“ ist, dass Erzieher_innen beispielsweise eine spezielle Lerneinheit zur mexikanisch-amerikanischen, zur japanisch-amerikanischen oder zu afro-amerikanischen Kultur anbieten, dass sie die Feiertage begehen und ein Fest mit den Eltern feiern – und gleichzeitig auf keinen Fall die kulturellen Besonderheiten in den Lern- und Kommunikationsweisen der Familien in ihr Konzept integrieren. Wir gebrauchen den Begriff „touristisches Konzept“, weil es so ist, als wenn man ein anderes Land besucht: Man besichtigt einiges, man kauft Souvenirs, bringt Kunsthandwerk und Musik mit und verschönert damit vielleicht sogar sein Zuhause. Aber man weiß nicht wirklich etwas über die Kultur, man hat weiterhin seine stereotypen Meinungen über die Kultur, es kann sogar sein, dass sie einem nicht behagt. So wie der touristisch-multikulturelle Ansatz praktiziert wird, ist er eine Fortsetzung des Beharrrens darauf, dass die herrschende europäisch-amerikanische Kultur die beste sei. Man wird nett sein zu anderen Menschen, man wird sie ein Stückchen „reinlassen“, aber man will keine Gleichberechtigung, man will Zeit und Raum in den Einrichtungen nicht wirklich mit ihnen teilen. Es geht nicht um das Schaffen einer „**kulturellen Demokratie**“, in der alle unterschiedlichen kulturellen Gruppen die gleiche Zeit haben und wo Kinder das Zusammenleben in einer gemeinsamen Gesellschaft erlernen.

2. Forschungsergebnisse: Auswirkungen von Rassismus auf die Identitätsentwicklung bei jungen Kindern

Kritik am touristischen multikulturellen Ansatz war der Auslöser dafür, uns als eine multiethnische Gruppe von Pädagog_innen zusammen zu tun. Wir wollten herausfinden, wie Fragen von Vielfalt und Gleichheit mit jungen Kindern anders angegangen werden könnten. Wir beschlossen, zum einen die veröffentlichten Untersuchungen zu sichten und zum anderen selbst qualitative und teilnehmende Handlungsforschung durchzuführen. Wir wollten mehr darüber zu erfahren, was junge Kinder über die verschiedenen Aspekte menschlicher Vielfalt denken und wie sich die gängigen Vorurteile und die vorhandene Diskriminierung auf ihre Entwicklung auswirken. Es stellte sich heraus, dass über die **Auswirkungen von Rassismus** auf afroamerikanische und weiße Kinder viel geforscht worden war. Die erste Arbeit war 1926 erschienen und in den 50er Jahren war eine Fülle von Untersuchungen hinzugekommen, die seither die Forschung deutlich beeinflusst hatte. Aber als wir 1984 mit dieser Arbeit begannen, fanden wir weder in den Fachbüchern zu kindlicher Entwicklung noch unter den Kleinkindpädagog_innen ein Wissen darüber, dass die Entwicklung kindlicher Identität und die Entwicklung von Haltungen gegenüber anderen bereits in sehr jungen Jahren beginnt. Die meisten Kleinkindpädagog_innen hatten eine Sichtweise, die wir „**farbenblind**“ nennen. Sie stehen auf dem Standpunkt: „Kinder nehmen Unterschiede nicht wahr und solange wir nicht über Unterschiede reden, werden sie auch keine wahrnehmen!“ Erzieher_innen mit dieser „farbenblinden“ Sichtweise rühmen sich sogar, selbst niemals nach Ethnie oder „Rasse“ zu unterscheiden, sondern alle Kinder gleich zu behandeln. Es ist eine Art „Kopf-in-den-Sand-stecken“, wenn man sich den geschichtlichen Kontext und die gegenwärtigen Realitäten in den USA vergegenwärtigt. Es ist eine Position, die außerdem im Widerspruch zu immer mehr Untersuchungsergebnissen steht, wonach junge Kinder sehr früh ein Bewusstsein für Unterschiede haben, sehr früh von gesellschaftlichen Annahmen über verschiedene Aspekte von Identität beeinflusst sind und die zeigen, dass Kultur in der Entwicklung junger Kinder von entscheidender Bedeutung ist.

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

Ich möchte die Forschungsergebnisse hier kurz zusammenfassen:

- Kinder nehmen Unterschiede bereits im ersten Lebensjahr wahr. Mit zwei Jahren schon zeigen ihre Kommentare und Fragen, dass sie insbesondere äußere körperliche Unterschiede wahrnehmen. In den USA ist es häufig zuerst die Hautfarbe, über die sie sprechen, es sind aber auch andere Besonderheiten wie Haar, Geschlechtsmerkmale und sichtbare körperliche Behinderungen.
- Zwei-, Drei- und Vierjährige sind neugierig auf diese Unterschiede, wie generell auf alle Unterschiede. Während die Erwachsenen so tun, als gäbe es die Unterschiede nicht und als ob Kinder sie nicht bemerkten, nehmen die Kinder diese Unterschiede nicht nur wahr, sondern sie versuchen auch herauszufinden, was sie bedeuten.
- Mit vier Jahren etwa konstruieren Kinder ihre eigenen Theorien darüber, wie Menschen so unterschiedlich werden.

Beispiel: Als meine Tochter drei Jahre alt war, fragte sie mich, wie die Menschen unterschiedliche Hautfarben bekommen. Ich fing an zu erklären, dass es einen chemischen Stoff namens „Melanin“ in der Haut der Menschen gebe usw. Ihr Blick gab mir zu verstehen, dass sie nicht folgen konnte. Da fragte ich sie: „Was glaubst denn du? Wie bekommen Menschen ihre Hautfarbe?“ Sie sagte: „Ich glaube, sie bekommen sie von den Filzstiften!“ Sie mochte es gerne, sich mit blauen Filzstiften anzumalen und kam oft mit angemalten Händen vom Kindergarten. Das war die Theorie, die sie sich konstruiert hatte!

Hier ein weiteres Beispiel von meiner Nichte, als sie 4 ½ Jahre alt war. Sie hatte in unserer Familie eben das Pessach-Fest miterlebt, bei dem die Geschichte vom Auszug des jüdischen Volkes aus Ägypten erzählt wird. (Die Geschichte handelt davon, dass ihnen der ägyptische Pharao mit seinen Soldaten bis zum Roten Meer folgt, wo Moses das Meer teilt und sich die Juden in Sicherheit bringen, während der Pharao mit seinen Reitern in den Fluten umkommt.) Nach der Geschichte schaute sie mich an und begann einen Dialog mit der Frage:

Nichte: „Ich bin nur etwas jüdisch, nicht wahr?“

Louise: „Ja, ein Elternteil ist jüdisch, eines christlich.“

Nichte: „Also die Juden haben es geschafft.“

Louise: „Ja, das haben sie.“

Nichte: „Aber die Leute, die keine Juden waren, die haben es nicht geschafft, die sind ertrunken, nicht wahr?“

Louise: „Das stimmt, die Soldaten des Pharao sind ertrunken.“

Ich konnte förmlich sehen, wie die Gedanken in ihr arbeiteten und fragte sie.

Louise: „Was glaubst du, ist den Menschen geschehen, die etwas jüdisch waren?“

Nichte (nach einigem Nachdenken): „Also, sie sind durchgekommen.“

Louise: „Oh, das ist gut, sie wurden also gerettet!“

Nichte: „Ja schon, aber sie sind ein bisschen nass geworden!“

Ich liebe diese Geschichte, denn welcher Erwachsene käme auf die Idee, dass ein Kind mit einer solchen Theorie ankommt? Kinder machen sich ihre Gedanken über „Rasse“ und Kultur, auch wenn wir nichts davon wissen. Und wir wissen nichts darüber, solange wir nicht fragen.

- Solche Untersuchungen durchzuführen macht großen Spaß. Allerdings gibt es auch Untersuchungsergebnisse, die nicht so erfreulich sind: Kinder übernehmen schon im Alter von drei bis vier Jahren Stereotype, falsche Informationen, negative Haltungen und Ängste in Bezug auf Menschen, die sich von ihnen und ihrer Familie unterscheiden. Diese Vor-Vorurteile übernehmen sie nicht notwendigerweise aus dem direkten Kontakt mit den Menschen, sondern vor allem aus der Begegnung mit gesellschaftlich gängigen Vorstellungen über sie. Kinder begegnen diesen Vorstellungen in ihrer Familie, in ihrer Nachbarschaft und in ihrem weiteren Umfeld. Daher können sie Fehlinformationen,

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

Stereotype und Unbehagen gegenüber Menschen anderer ethnischer Gruppen äußern, ohne jemals Kontakt zu ihnen gehabt zu haben. Dieses Ergebnis widerspricht dem Glaubenssatz, junge Kinder lernten ausschließlich aus direkter Erfahrung. Bei näherer Betrachtung stellen wir fest, dass Kinder sehr eindrückliche und umfassende indirekte Erfahrungen über verschiedene Gruppen machen.

Beispiel: Fast jedes vierjährige Kind in den USA hat ein stereotypes Bild von amerikanischen „Indianern“. Sie glauben, dass alle amerikanischen „Indianer“ gleich sind, dass sie Federn tragen, in Tipis leben, mit Pfeil und Bogen auf die Jagd gehen, und dass sie außerdem längst alle gestorben sind. Junge Kinder haben oft Angst vor „Indianern“. Meine eigenen Kinder hatten diese Stereotype übernommen – was für mich schockierend war. Als meine Tochter etwa drei Jahre alt war, waren wir zelteten. Eines Abends kam die Familie, die nebenan zeltete, herüber zu unserem Lagerfeuer. Sie waren amerikanische „Indianer“ eines kalifornischen Stammes, wie sie uns erzählten. Meine Tochter sah sie an und sagte: „Ihr seid keine Indianer! Wo sind eure Federn?“ Da saßen wir, ihre antirassistischen Eltern – und dennoch hatte sie solche Vorstellungen!

Woher bekommen junge Kinder in den USA solche falschen Informationen und stereotypen Bilder über amerikanische „Indianer“? Sie bekommen sie von Büchern, von Filmen, von Kindervideos (– auch von „Pocahontas“, obwohl dieser Film auch korrekte Informationen über die Geschichte enthält). Sie erhalten sie von Baseball-Mannschaften – von denen, die indianische Namen haben und Bilder auf ihren Baseball-Caps und Uniformen. Wenn man beginnt, die Welt mit den Augen von 3-4jährigen Kindern zu sehen, dann stellt man fest, dass sie permanent und überall unwahren Bildern und Botschaften über „Indianer“ begegnen. Das gilt für die USA und nach meinem Eindruck auch für viele andere Länder. Und junge Kinder haben keine Filter. Sie wissen nicht, was es heißt, wenn man sagt: Das ist ja nur ein Film oder nur ein Comic. Für sie ist alles Realität.

Die Forschungsergebnisse über die kindliche Entwicklung von Identität und Haltungen gegenüber anderen lassen sich erklären als eine Interaktion zwischen

1. den individuellen körperlichen Merkmalen eines Kindes und seiner Persönlichkeit
2. seiner Familienkultur und
3. den gesellschaftlichen Machtverhältnissen.

Diese Interaktion beginnt im zweiten Lebensjahr. Der Schaden, den Rassismus anrichtet, betrifft alle Kinder. Die Beschädigungen bei Kindern, die Opfer von Rassismus werden, treten deutlicher zutage. Ihr Selbstwertgefühl wird unterminiert von den ständigen Botschaften, dass sie nicht gut genug seien oder dass sie niemals so erfolgreich sein werden wie die Angehörigen der herrschenden Gruppe, der weißen europäischen Amerikaner. Die Kinder der dominanten Gruppe erfahren jedoch auch psychische Beschädigungen, indem sie die falsche Botschaft bekommen, alles drehe sich um sie und sie seien überlegen, weil sie weiße Haut haben. Das bietet weder Identifikationen, auf die man sich stützen kann, noch entspricht es der Wahrheit. Auf diese Weise lernen junge weiße amerikanische Kinder nicht das, was sie brauchen, um wirklich in der heutigen Welt, in der hiesigen Gesellschaft, klarzukommen.

Institutioneller Rassismus bringt etwas hervor, was Sozialpsycholog_innen „**internalisierte Unterdrückung**“ und „**internalisierte Überlegenheit**“ nennen.

- Internalisierte Unterdrückung meint, dass man die negativen Botschaften über die eigene Gruppe (nach Ethnie, Geschlecht, Klasse) übernimmt. Man verinnerlicht sie durch direkte Erfahrungen in Situationen, in denen man Vorurteilen und Diskriminierungen ausgesetzt war, und durch die indirekten Erfahrungen mit gesellschaftlich verbreiteten Einstellungen.

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

- Internalisierte Überlegenheit entwickelt sich durch direkte und indirekte Erfahrungen, die deutlich machen, dass man besser ist als andere, und dass man ein Anrecht auf gesellschaftliche Wohltaten und Privilegien hat, z.B. wegen seiner Hautfarbe, seines Geschlechts, des Einkommens seiner Familie.

Diese beiden sozialpsychologischen Prozesse beginnen in früher Kindheit. Deutliche Beispiele hierfür gibt es in einer Untersuchung von Dr. Glenda MacNaughton, die sehr interessante qualitative Studien darüber machte, wie junge Kinder in Australien ihre Identität und Haltungen gegenüber anderen entwickeln. Glenda MacNaughton benutzt Puppen, die verschiedene ethnische Gruppen Australiens repräsentieren: eine vietnamesisch-australische, eine anglo-australische und eine aboriginal-australische Puppe. Sie fragte 4-jährige Kinder folgende Fragen: „Welche Puppe sieht aus wie du?“ „Welche Puppe soll dein Freund/deine Freundin sein?“ „Was heißt es, Australier_in zu sein?“ Hier nun die Antwort eines anglo-australischen Jungen auf die Frage, was es bedeutet, Australier zu sein: „weiße Haut haben“ ist sein Antwort. (Man bedenke, dass die indigenen Australier mehr als 50.000 Jahre in Australien lebten, bevor die Europäer kamen.) Er sagte, dass die vietnamesisch-australische Puppe und die Aboriginal-australische Puppe keine Australier seien, weil ihre „Gesichter anders aussehen“. Die vietnamesisch-australische Puppe wiederum sei nicht australisch, denn „Sie ist in Australien geboren, aber sie ist immer noch vietnamesisch!“ Beide Puppen, so der Junge, „müssen Gott darum bitten“, wenn sie Australier werden wollen und dass Gott es der Aboriginal-australischen Puppe erlauben könnte, Australier zu sein, aber nicht der vietnamesisch-australischen Puppe.

Dieses Beispiel von 4-jährigen Kindern in Australien zeigt, welche Vorstellungen in der australischen Gesellschaft verbreitet sind. Sicherlich hätten wir dieselben Ergebnisse, wenn wir 4-5-Jährige in den USA befragen würden und ich bin sicher, auch Sie hier wären mit ähnlichen Vorstellungen konfrontiert, wenn Sie Ihren Kinder solche Fragen stellen würden, zugeschnitten natürlich auf den hiesigen Kontext.

3. Ziele und Prinzipien des Anti-Bias-Ansatzes

Ich möchte nun zu den Zielen und Prinzipien des Anti-Bias-Ansatzes kommen. Ihre Grundlage sind die Untersuchungsergebnisse zu den Auswirkungen des konkreten gesellschaftspolitischen Kontexts auf die kindliche Entwicklung von Identität und Haltungen. Hier die **4 Ziele des Anti-Bias-Ansatzes**:

- Das erste Ziel soll Kindern helfen, ein starkes Selbstbewusstsein zu entwickeln. Sowohl **Ich-Identität** als auch **Gruppenidentität** sind hierfür erforderlich. Kinder müssen wissen, wer sie sind, in ihrer Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit. Und sie brauchen Hilfe, eine selbstbewusste Identität auf der Grundlage ihrer diversen Gruppenzugehörigkeiten aufzubauen, nach Ethnie, Geschlecht, Klasse usw. Alle Kinder brauchen eine starke Ich-Identität und eine starke Gruppen-Identität, ohne sich anderen oder einer Gruppe gegenüber überlegen zu fühlen.
- Im zweiten Anti-Bias-Ziel geht es darum, **Empathie** zu entwickeln und **sich angesichts von Unterschieden wohlfühlen**. Es geht darum zu verstehen, dass wir gleichzeitig gleich und verschieden sind. Junge Kinder sollen lernen zu verstehen, dass eine andere Person dieselben Gefühle hat wie sie, auch wenn sie eine andere Sprache spricht oder anders aussieht, auch wenn sie andere Fähigkeiten hat, eine andere Religion, eine andere Art von Familie, ein anderes Familieneinkommen. Wir möchten, dass sie ein in Gefühlen begründetes Wissen darüber entwickeln, dass Unterschiede das Leben reicher machen, wie auch die Fähigkeit, über Grenzen hinweg zu kommunizieren und zusammen zu arbeiten.
- Im dritten Ziel geht es darum, bei Kindern das **kritische Denken über Vorurteile** zu unterstützen. Sobald Kinder Fehlinformationen aufzunehmen beginnen, brauchen sie Hilfen und Fähigkeiten,

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

um den Vorurteilen und Stereotypen etwas entgegensetzen zu können, das ist unsere feste Überzeugung. Und tatsächlich können sie das! Als ich damals zu forschen begann und das Handlungsforschungs-Projekt durchführte, das zum Anti-Bias-Ansatz führte, musste ich feststellen, dass ich die 4-5-Jährigen unterschätzt hatte! Sie verstehen, was „fairness“ ist und setzen sich dafür ein. Sie können den Unterschied zwischen unfairen/unwahren und fairen/wahren Botschaften verstehen. Wir können bei den 4-5-Jährigen damit anfangen, ihnen beizubringen, wie man unfaire Bilder in Kinderbüchern kritisiert. Junge Kinder können z.B. sagen, dass sie ein Buch nicht fair finden, weil eine bestimmte Gruppe „nicht richtig“ dargestellt wird, nämlich nicht so, wie sie wirklich ist.

Ein Beispiel: Ein 5-jähriger Junge kritisierte ein Buch mit den folgenden Worten: „Dieses Buch stimmt nicht, weil keine Mädchen drin sind!“

Der Anti-Bias-Ansatz fördert die Fähigkeit von Kindern, zutreffende und falsche Bilder und Botschaften zu vergleichen und voneinander zu unterscheiden und sich auch emotional darum zu kümmern, wenn etwas „nicht fair“ ist.

- Im letzten Anti-Bias-Ziel geht es darum, konkrete **Aktionen gegen Ungerechtigkeit** zu unternehmen. Wenn wir Kindern dabei helfen wollen, faires und unfaires Verhalten zu verstehen und zu unterscheiden, dann müssen wir auch dafür sorgen, dass sie Fähigkeiten erwerben können, um sich gegen Ungerechtigkeit zur Wehr zu setzen. Mit 3-4-jährigen Kindern bedeutet es, dass sie zunächst lernen, sich gegen die Ungerechtigkeiten in ihren Interaktionen untereinander zu wehren. Kinder können lernen, sich zu verteidigen und zu schützen. Sie können sich der Ungerechtigkeit widersetzen, wenn ein anderes Kind zu ihnen sagt: „*Ich will nicht neben dir sitzen, weil du so komisch redest*“ oder „*weil deine Augen komisch sind*“. Sie können lernen, sich einzumischen und unfaires Verhalten eines Kindes gegenüber einem anderen Kind stoppen. Kinder sollen die unterschiedlichen Möglichkeiten, dieses zu tun, kennenlernen. Sie können „Nein“ sagen oder „Ich mag das nicht!“ oder die Hilfe eines Erwachsenen oder eines anderen Kindes holen.

Jedes der 4 Anti-Bias-Ziele bezieht sich auf einen bestimmten Bereich des Wachstums und der Entwicklung und ist dennoch nicht getrennt von den anderen zu betrachten. Die vier Ziele bauen aufeinander auf und sind aufeinander bezogen: Um ein starkes Selbstbewusstsein zu entwickeln, muss man auch kritisch denken können und wissen, wie man Widerstand leistet. Um andere zu verstehen, muss man wissen, wer man selbst ist, man muss die Vorurteile überwinden, die man über andere Gruppen gelernt hat, man braucht Empathie und ein starkes Gerechtigkeitsempfinden. Die vier Ziele gelten für jeden. Wie wir sie praktizieren, hängt allerdings vom Alter, vom Entwicklungsstand und vom familienkulturellen Kontext des Kindes ab, mit dem wir arbeiten. Zielgruppe des Anti-Bias-Ansatzes sind gleichermaßen die Kinder der gesellschaftlichen Mehrheit wie die Kinder gesellschaftlicher Minderheiten (z.B. ethnischer Gruppen und Immigrantenfamilien). Hierin unterscheidet sich der ABA wesentlich von älteren Ansätzen multikultureller Erziehung. Anti-Bias-Arbeit geht uns alle an, denn wir sind alle gefangen im zerstörerischen Netz von institutionellem und persönlichem Rassismus.

Auch wenn ich mich heute mehr auf Rassismus und Fragen von „Rasse“ und Kultur bezogen habe, so besteht ein weiterer Unterschied doch darin, dass der ABA viele Aspekte von Identität und Vielfältigkeit anspricht: der „Rasse“, Kultur, Sprache, Klasse, Behinderungen, Familienstruktur, sexuellen Orientierung.

Zum Schluss einige Prinzipien oder Leitlinien, die für die Implementation des ABA wichtig sind:

1. Anti-Bias-Arbeit muss sowohl mit den Kindern durchgeführt werden, als auch mit den Erwachsenen, die mit den Kindern arbeiten. Wir können nicht mit Kindern nach dem ABA arbeiten, wenn

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

wir nicht auch uns selbst reflektieren und unsere unterschiedlichen Identifikationen verstehen. Wir müssen unsere eigenen Vorurteile aufdecken, unser eigenes kritisches Denken entwickeln und die Fähigkeit, etwas dagegen zu tun, wenn wir finden, es ist unfair. Mit anderen Worten: Erwachsene, die mit Kindern arbeiten, müssen sich die 4 Ziele des ABA auch selbst vornehmen. Es gibt bei uns ein Sprichwort über den Widerspruch zwischen dem, was Erwachsene lehren und was sie selbst tun: „Tue was ich dir sage, aber tue nicht, was ich tue!“ Kinder wissen, wenn Erwachsene nicht das tun, was sie sagen. Wir müssen es aber tun, wenn wir Kinder in all den Bereichen befähigen wollen, die eine Anti-Bias-Erziehung umfasst. Es bedeutet, dass wir in der Lage sein müssen, die Fragen und Themen des ABA auch selbst anzusprechen, in uns, mit Kolleg_innen, mit Eltern, mit führenden Personen in Politik und Wirtschaft. Und das ist weitaus schwieriger als die Arbeit mit Kindern!

2. Erziehungspraxis nach dem ABA muss sich auf den Erfahrungskontext jedes einzelnen Kindes beziehen. Wir müssen das Zusammenspiel von Identitätsentwicklung und der Entwicklung von Haltungen gegenüber anderen Menschen und Gruppen bei jedem einzelnen Kind als ein Zusammenspiel seiner Individualität, seiner Familienkultur, seiner Umgebung und des gesellschaftlichen Kontextes verstehen, in dem es aufwächst. Es gibt kein allgemeingültiges Rezept für das Durchführen von Anti-Bias-Erziehung. Es funktioniert nicht, wenn wir dasselbe Curriculum für alle anwenden. Erzieher_innen müssen es neu erschaffen mit den jeweiligen Kindern und Familien, denen ihr Angebot gilt. Auf der Grundlage derselben Ziele und Prinzipien des ABA wird sich daher eine Alltagspraxis ausbilden, die in jeder Einrichtung anders ist.
3. Anti-Bias-Arbeit erfordert die vielfältigen Stimmen aller Menschen in einer Einrichtung. Wir können eine Veränderung unserer Praxis nicht nur aus uns selbst heraus schaffen, denn wir alle handeln vor dem Hintergrund unserer eigenen kulturellen Perspektive. Um wirklich zu verstehen, was mit Kindern geschieht und um eine neue Praxis aufzubauen, brauchen wir aber mehr als eine Perspektive. Wir müssen lernen, miteinander ins Gespräch zu kommen und kooperativ zusammen zu arbeiten - und das ist nicht leicht für Erwachsene!
4. Ein Anti-Bias-Ansatz sollte integriert sein in alle Facetten des täglichen Lebens in einer Einrichtung. Es geht nicht um spezielle Aktivitäten, die man zu bestimmten Zeiten in den Tagesablauf oder in die Woche durchführt, sondern es geht um eine andere Perspektive in allen unseren Interaktionen, in allen Materialien und in der Ausstattung, in allen unseren Routinen. Nur so können wir das tun, was wir sagen!
5. Erziehungsarbeit nach dem ABA erfordert nicht nur Veränderungen in unserer Pädagogik, sondern auch in unseren Wissensbeständen: Viele der Theorien über kindliche Entwicklung müssen selbst nach Anti-Bias-Prinzipien überarbeitet werden. Es bedeutet auch, Strukturen der Frühpädagogik zu verändern: Wie wir Menschen aus- und fortbilden, Personal einstellen, die Praxis unterstützen, wie wir Eltern in unsere Aufgaben und in unseren Alltag einbeziehen, wie Mittel aufgebracht und verteilt werden, wie Kindertageseinrichtungen geplant und gebaut werden. Diese Arbeit ist so, wie wenn man einen Kieselstein ins Wasser wirft: eine Welle zieht einen Kreis, dann einen nächsten und immer weitere Kreise...
6. Ich bin davon überzeugt, dass Anti-Bias-Arbeit mit dem Kampf um soziale Gerechtigkeit in unseren Gesellschaften verknüpft werden muss. Mit dem, was wir in den Kindertageseinrichtungen tun, setzen wir den Anfang für das, was mit Kindern in unserer Gesellschaft geschieht. Wir sind die Brücke zwischen den Familien und der Gesellschaft und haben daher eine sehr bedeutsame Aufgabe gegenüber Kindern. Aber ich glaube, dass uns darüber hinaus eine bedeutsame Rolle in den Bewegungen zukommt, die für eine insgesamt gerechtere Gesellschaft eintreten. In den USA sind viele Menschen der Ansicht, – auch Menschen in den Bewegungen für soziale Gerechtigkeit! –

LOUISE DERMAN-SPARKS (2001):
ANTI-BIAS-ARBEIT MIT JUNGEN KINDERN IN DEN USA

dass Erzieher_innen nicht besonders wichtig seien, weil sie ja „bloß auf junge Kinder aufpassen“. Aber wir wissen, dass wir wichtig sind! Und wir glauben, dass unsere Lernerfahrungen und Erkenntnisse über menschliche Entwicklung ein wesentlicher Beitrag für einen Dialog mit den Bewegungen für soziale Gerechtigkeit sein können. Mit unserer neugegründeten Organisation „Early Childhood Equity Alliance“ versuchen wir genau dieses zu realisieren: Wir schließen uns mit anderen Kolleg_innen zusammen, die in den USA nach dem ABA arbeiten, aber darüber hinaus auch mit Kolleg_innen, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen gegen Rassismus und für soziale Gerechtigkeit tätig sind.